

Christine Ziegler



JAGUAR KRIEGER

Südpol

Christine Ziegler

Jaguarkrieger



Das Buch wurde auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt und leistet damit einen aktiven Beitrag zur nachhaltigen Bewirtschaftung der Wälder rund um den Globus.

ISBN 978-3-943086-80-5

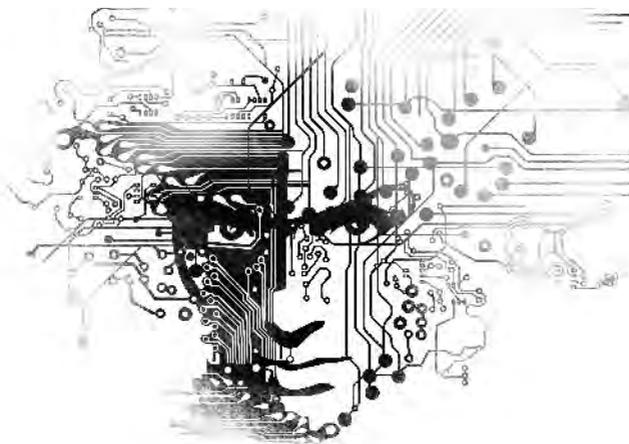
1. Auflage August 2018

© 2018 Südpol Verlag, Grevenbroich
Alle Rechte vorbehalten.

www.suedpol-verlag.de

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Christine Ziegler



**JAGUAR
KRIEGER**



„Will, du kennst die Firma. Die schrecken vor nichts zurück.“

Der Angesprochene kniff die Augen zu schmalen Schlitzern zusammen. Das war die einzige Reaktion, die er sich im Moment erlauben konnte. Er und sein Team waren in der entscheidenden Endschlacht. Jetzt war volle Konzentration gefragt. Jeder Fehler gefährdete den Erfolg der Mission.

Tom war in Wills Zimmer geplatzt und hatte ihm einen Stapel ungeöffneter Briefe auf den Schreibtisch neben die Computertastatur geworfen. Seitdem versuchte er, die Aufmerksamkeit seines Mitbewohners auf sich zu ziehen. Er scharrte mit den Füßen, räusperte sich und knackte mit den Fingerknöcheln.

„Will, könntest du jetzt mit diesem Schwachsinn aufhören und mir zuhören“, forderte er ungeduldig. Seine Stimme zitterte.

Ohne die Augen vom Bildschirm zu lösen, schüttelte Will leicht den Kopf. Die Finger seiner linken Hand flogen über die Tastatur. Mit der rechten Hand steuerte er die Maus präzise mit minimalen Bewegungen. Schussgeräusche und Detona-

tionen waren nicht zu hören, nur das permanente Klackern der Tasten. In dem abgedunkelten Raum brannte eine einzelne Kerze. Will spielte nie ohne Kerzenlicht.

Dieser *Schwachsinn*, dachte Will, sichert euer Überleben. Schließlich lebt ihr von meinen Preisgeldern. Ohne Training kein Erfolg, kein Geld, kein Essen. So einfach war das. Außerdem konnte er seine Clanmitglieder nicht einfach im Stich lassen, nur weil Tom mit ihm ein Gespräch über die Firma und mögliche Gefahren führen wollte. Zu *Optigenio* war in seinen Augen alles gesagt. Er hatte sich mehr als ausgiebig mit dem Vorgehen der Biotechnologiefirma beschäftigt, die ihrer aller Leben ruiniert hatte. Er wusste, dass *Rückläufer*, wie sie es waren, auffallend oft unter ungeklärten Umständen ums Leben kamen. Das war seit Beginn des Programms so. Aber wen kümmerte das schon? Wer interessierte sich für Verlierer? Für sie gab es keinen Schutz. Daher versteckten sie sich in der aufgegebenen Zone und blieben soweit wie möglich unsichtbar.

Mit den Leuten von *Optigenio* wollte Will nichts mehr zu tun haben. Nie mehr. Je weniger er von ihnen erfuhr, desto besser. Sein altes Leben war Geschichte, verblässende Erinnerung, und das sollte so bleiben.

„Du musst tun, was die wollen. Sonst finden sie uns“, drohte Tom.

Wie ein quengelndes Kleinkind, dachte Will genervt und wechselte seine Bewaffnung. Er brauchte jetzt ein Präzisions-

gewehr, eine Scharfschützenwaffe. Am besten wäre es, in Deckung zu bleiben. Jammern war alles, was Tom konnte.

„Kampf endlich“, sagte Will leise.

„Gib mir Deckung!“, war aus seinem Headset zu hören.

„Wird gemacht“, erwiderte Will und folgte seinem Mitspieler. „Ich nehm den Linken. Knall du den Typen auf dem Dach ab. Dann holen wir uns die Kiste und ziehen uns über die Brücke zurück. Sonst geraten wir in einen Hinterhalt.“

Will war Clanführer und trainierte täglich mit seinem Team. So oft es ging, versuchten sie in einem LAN-Room gemeinsam zu spielen. Wenn das nicht möglich war, verabredeten sie sich online, so wie heute.

„Ich war bei der Post.“

„Mal wieder. Was du dort überhaupt willst. Wer soll dir schon schreiben?“ Will hielt den Atem an. Er hatte einen Gegner übersehen.

Post wurde schon lange nicht mehr persönlich zugestellt, sondern an eine mehr oder weniger nahegelegene Poststation adressiert. Dort holte man die Sendungen ab. Falls es überhaupt funktionierte. Manchmal brauchte ein Brief Wochen, bis er sein Ziel erreichte. Mit Paketen lief es noch schlechter. Sie wurden meist geplündert oder verschwanden spurlos.

„Ich mach das mit der Post nur, weil du dich nie um deine Angelegenheiten kümmerst.“

Will hatte einen Fehler gemacht. „Verzieh dich“, murmelte er angespannt.

Tom tat so, als hätte er ihn nicht gehört. „Dort habe ich Rainer, unseren ehemaligen Erzieher, getroffen“, berichtete er. „Aus dem Heim.“

Als ob ich nicht wüsste, wer Rainer ist, dachte Will und ärgerte sich gleichzeitig, weil er sich von Tom ablenken ließ. Gerade hatte er einen Treffer ins Bein kassiert. Seine Lebensanzeige war kürzer geworden. Rainer war in dem Kinderheim, in dem er mit Tom und den anderen drei Bewohnern dieses Hauses *aufbewahrt* worden war, einer der Sozialpädagogen gewesen, die für Ruhe und Ordnung sorgen sollten. Ein schleimiger Typ. Rainer hatte versucht, auf guter Kumpel und Vertrauter zu machen. Will hatte ihn noch nie ausstehen können.

„Will, verdammt, wo bleibst du? Ich bin gleich tot“, tönte die Stimme aus dem Kopfhörer.

„Dein Vater und die Firma suchen dich und die werden dich finden.“

Der Lüfter des Rechners brummte laut. Wills Lippen waren ein schmaler Strich. „Tom, halt einfach den Mund! Wenn ich jetzt sterbe, war die letzte Stunde umsonst.“

„Ja und?“, konterte Tom aufgeregt. „Wenn du mir nicht zuhörst, werden wir alle mit dir auffliegen und wer weiß, was dann mit uns passiert. Das kann dann wirklich unser Tod sein.“

Wo er recht hat, hat er recht, dachte Will. Wenn er sich noch länger ablenken ließ, wären sein Team und er verloren.

„Will, es geht um Optigenio. Wie du dich vielleicht erinnerst, sind das keine Freunde von uns.“

Der Feind hatte ihn erwischt. Sein Lebensbalken war verschwunden und seine Clanmitglieder beschwerten sich lautstark. Gereizt riss Will sich das Headset vom Kopf, knallte es auf den Schreibtisch, schaltete den Bildschirm aus und drehte sich mit dem Bürostuhl zu seinem ungebetenen Gast um. Im Zimmer war es jetzt still und dunkel. Nur die Kerzenflamme warf unruhige Schatten an die Wand.

„Warum konntest du nicht noch 15 Minuten warten, bis du mir deinen zusammenhanglosen Schwachsinn erzählst?“

Tom schaltete das Licht an und ließ sich auf das schmale Bett fallen, das neben dem Fenster stand.

„Wir haben verloren. Bist du jetzt zufrieden?“ Wills blaue Augen funkelten wütend. Er musterte seinen ältesten Freund, der vor Aufregung schwitzte. Tom war dick und unbeweglich. Mit seinem Pulloverärmel wischte er sich die fettig glänzenden Schweißperlen von der Stirn. Optigenio hin, Optigenio her. Es wurde Zeit, dass Tom sein Leben selbst in die Hand nahm und sich nicht länger von der Firma und den Erlebnissen seiner Vergangenheit abhängig machte. Er hatte noch vor seinem eigenen Schatten Angst. Ungeduldig wippte Will mit seinem linken Bein.

Optigenio war der Fluch ihrer Kindheit. Das Logo der Firma, eine Doppelhelix, war auf Toms Pullover gestickt. Will verachtete ihn dafür, dass er immer noch Firmenkleidung trug. In der Anstalt war jedes Kleidungsstück mit dem Zeichen der Firma und der persönlichen Objekt Nummer be-

schriftet gewesen. Wie sie selbst auch, dachte Will bitter. Alle Rückläufer bekamen bei der Ankunft im Kinderheim einen Ortungschip im linken Oberarm implantiert. *Sorgfaltspflicht* nannten sie es dort. Als ob sie hinter den hohen Sicherheitszäunen des abgesperrten Geländes hätten verloren gehen können. Es interessierte sowieso niemanden, ob sie lebten oder starben.

„Was ist passiert?“, fragte er, weil er wusste, dass Tom keine Ruhe geben würde, bis er ihm sein Erlebnis in allen Einzelheiten geschildert hatte. Das war schon immer so gewesen. Will kannte Tom, seit er selbst mit neun Jahren in das Kinderheim von Optigenio gebracht worden war. Tom lebte dort bereits seit seinem ersten Lebensjahr. Bei einer Vorsorgeuntersuchung war festgestellt worden, dass er an einer seltenen Stoffwechselstörung litt, einen angeborenen Herzfehler hatte und stark kurzsichtig war. Seine Eltern hatten ihn nach der Untersuchung nicht mehr abgeholt und so war das Kleinkind von der Arztpraxis direkt ins Kinderheim gebracht worden. Tom konnte sich nicht an seine Familie erinnern, hatte kein einziges Foto, wusste nicht einmal ihren Namen oder wo sie lebten, was in Wills Augen nicht das Schlechteste war.

Will hingegen erinnerte sich genau an seine Familie und hasste sie dafür. Wobei sich Wills Ablehnung auf seinen strengen Vater konzentrierte. Seine Mutter mit ihren wunderschönen roten Locken hatte er als liebevoll und gütig empfunden.

den. Noch immer konnte er sich an ihren Geruch erinnern, süß wie blühende Rosen. Umso mehr hatte es ihn getroffen, dass seine Eltern ihn ohne Vorwarnung, wie einen kaputten Fernseher, an die Firma zurückgegeben hatten. Der Chauffeur des Vaters hatte ihn weggebracht. Will war damals arglos in die schwarze Limousine gestiegen, weil er gedacht hatte, er würde zum Schwimmunterricht gefahren. An der Kinderheimforte musste er alle persönlichen Sachen aus seiner Herkunftsfamilie abgeben: eine goldene Halskette mit seinen Initialen, den Rucksack mit Handtuch und Badehose. Rainer hatte ihn am Eingang begrüßt und seine Hand geschüttelt. Wills bisheriges Leben war damit beendet. Sogar sein Nachname war ihm entzogen worden. Schnell hatte Will die Situation verstanden: Weil er den Qualitätsanforderungen seines Vaters nicht entsprochen hatte, war er *entsorgt* worden.

Vor über siebzehn Jahren hatten seine Eltern vermutlich ein Vermögen dafür bezahlt, dass Optigenio ihnen das fehlerlose Wunschkind, den perfekten Sohn produzierte. Offiziell hatte sich die Biotechnologiefirma auf Genveränderungen von Pflanzen und Tieren spezialisiert. Die Arbeit am menschlichen Erbgut war eine kleine, aber sehr lukrative Einnahmequelle der Firma. Ein exklusives Angebot für die Superreichen aus Sektor 1, das nicht nur medizinische Probleme löste. Alles war möglich. Sowohl Optigenio als auch die Kunden legten dabei größten Wert auf Geheimhaltung. Für jeden Kunden gab es ein maßgeschneidertes Angebot.

Will hatte nach der Lieferung *Wilhelm von Krumm* geheißen, benannt nach seinem Großvater väterlicherseits. Zumindest äußerlich hatte er sich prächtig entwickelt. Jedes Detail entsprach der umfangreichen Bestellliste: schwarze Haare, klare blaue Augen, ebenmäßige Gesichtszüge und ein sportlicher Körperbau.

Aber schon als Kleinkind war er überaus reizbar und sensibel gewesen. Der kleine Wilhelm hatte viel geweint, gelegentlich gestottert und hatte schwierige Worte bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet. Während der Grundschulzeit war der Verdacht geäußert worden, Wilhelm sei Legastheniker. Außerdem war der Junge Bettnässer. Nicht einmal die strengsten Erziehungsversuche von Experten hatten ausgereicht, das Kind zurück in den Normbereich zu führen.

Christian von Krumm, Wills Vater, war enttäuscht. Der ehrgeizige, disziplinierte Mann duldet keine Mängel und Fehler. Er hatte gehofft, durch die Bestellung bei Optigenio seinen Traumsohn zu bekommen. Kurz nach Wilhelms zehntem Geburtstag reklamierte er das Kind. Erst im Nachhinein verstand Will, warum seine Eltern oft gestritten hatten. Es war um ihn gegangen. Seine Mutter hatte versucht, seine Reklamation zu verhindern. Doch Christian von Krumm war hart geblieben.

Auf Beschwerden und offensichtliche Qualitätsmängel reagierte die Firma stets äußerst kulant und diskret. Bis zum vollendeten zwölften Lebensjahr war es problemlos möglich,

ein Kind zurückzugeben. Herr von Krumm hatte von dieser Vertragsoption Gebrauch gemacht. So war Will ein Rückläufer geworden.

„Rainer sagt, sie suchen dich schon seit Wochen. Aber da du nie deine Post holst oder einen Scheck der Firma einlöst, haben sie noch keine Spur von dir. Sie haben ein paar Leute vom Sicherheitsdienst auf dich angesetzt.“ Toms Stimme überschlug sich. „Profis! Will, das sind Profis.“

„Wenn bei Optigenio Profis arbeiten würden, würde es uns gar nicht geben“, gab Will sarkastisch zurück.

Tom wischte sich erneut den Schweiß von der Stirn.

Jetzt heult er gleich, dachte Will mitleidlos und wartete mit unbewegtem Gesichtsausdruck auf die Fortsetzung von Toms Bericht. Manchmal fragte er sich, warum er sich mit diesem Schwächling abgab.

„Dein Vater und die Firma brauchen dich. Wenn du dich meldest, wirst du eine großzügige Bezahlung erhalten, sagt Rainer.“

„Sagt Rainer“, äffte Will Tom nach. „Und das glaubst du? Weil Rainer immer die Wahrheit sagt und uns so lieb hat? Denkst du, die suchen mich, weil sie Sehnsucht nach mir haben? Weil sie mir was schenken wollen? Hast du dein bisschen Verstand mit der Post verschickt?“

„Rainer sagt, die tun dir nichts und zahlen gut.“

„Ihn vielleicht“, murmelte Will, der den Glauben an das Gute im Menschen längst verloren hatte. Moral war nur eine hohle Phrase. Die Realität war ein ständiger Überlebenskampf

und dem musste sich jeder alleine stellen. Es gab nichts umsonst. Alles hatte seinen Preis.

Will war nicht käuflich. Geld lockte ihn nicht. Nie mehr würde er etwas von diesem Mann, der einst sein Vater gewesen war, oder der Firma annehmen und bestimmt würde er ihnen nie etwas geben. Das war vorbei. Als er das Kinderheim mit 15 verlassen durfte, hatte er nur die nötigste Kleidung, die er am Körper getragen hatte, mitgenommen. Er war gegangen, wie er gekommen war. Noch am gleichen Tag hatte er in Müllbergen andere Sachen gefunden und die milden Gaben von Optigenio verbrannt.

„Wenn die wollen, finden sie dich so oder so. Keiner kann sich vor ihnen verstecken. Nicht mal du.“ Tom hatte schicksalsergeben die Augen geschlossen und lehnte sich an die Wand.

„Bis jetzt haben sie mich in Ruhe gelassen.“ Intuitiv griff Will an seinen linken Oberarm, wo einst der Chip von Optigenio gewesen war. „Was wollen die plötzlich?“

„Sie haben sogar ein Kopfgeld auf dich ausgesetzt.“

Das war typisch, dachte Will. Optigenio war überzeugt, dass jeder und alles käuflich sei. Er gab Tom nur ungern recht, aber die Sache klang ernst.

„Und du meinst, ich soll da einfach mal vorbeischaun?“ Langsam bewegte Will seinen Zeigefinger durch die Kerzenflamme.

Tom nickte. „Wehr dich nicht. Du kannst nicht weglaufen.“

Die sind dir längst auf den Fersen. Geh hin. Mach, was sie wollen, und dann kommst du wieder zurück.“

Will ignorierte seinen Freund und dachte nach. Seit er sich erinnern konnte, kursierte im Kinderheim das Gerücht, dass die Firma immer wieder entlassene Rückläufer aufgriff und dabei über Leichen ging. Die Spekulationen wucherten wild. Manche behaupteten, dass Organspender gesucht wurden. Andere glaubten zu wissen, dass, sobald einer der Rückläufer über seine ehemalige Familie auspacken wollte, sein Leben keine 24 Stunden mehr dauerte. Von Unfalltod über Selbstmord bis zu allergischem Schock reichten die offiziellen Todesursachen. Will straffte die Schultern. Was auch immer die Firma tat oder wollte, keiner würde ihn finden. Er hatte sich von einem Arzt – wenigstens hatte der behauptet einer zu sein – am zweiten Tag in Freiheit den Chip von Optigenio aus seinem linken Oberarm entfernen lassen. Das kleine Implantat war übrigens eine der erfolgreichsten Entwicklungen der Biotechnologiefirma Optigenio und wurde sowohl Schwerverbrechern in Gefängnissen als auch Kindern von Privilegierten in Sektor 1 eingesetzt. Der Arzt hatte ewig gebraucht, bis er das winzige Teil gefunden hatte. Die örtliche Betäubung hatte nur unzureichend gewirkt. Aber der Schmerz während der improvisierten Operation war richtig gewesen, weil Will gefühlt hatte, dass die quälende Zeit seiner Abhängigkeit vorbei war. Er war nicht länger Eigentum der Firma oder eines Herrn von Krumm. Er gehörte nur noch sich

selbst und war niemandem verpflichtet oder etwas schuldig. Keine fremden Erwartungen galt es mehr zu erfüllen, nur seine eigenen. Es war sein Leben. Darum würde er sich kümmern. Um nichts anderes. Mit einem notdürftigen Verband um seinen aufgeschnittenen Oberarm war er untergetaucht und hatte schnell die harte Realität außerhalb des Optigenio-Firmengeländes kennengelernt.

Der große Krieg lag zwar schon mehr als 20 Jahre zurück, aber die Welt war von der andauernden Wirtschaftskrise gezeichnet. Ganze Landstriche und Städte in Deutschland waren verödet. Die Bevölkerung hatte sich von den kriegerischen Auseinandersetzungen, die als namenlose Cyberattacke im Netz begonnen hatten, nicht erholt und schrumpfte beständig. Krankheiten, Arbeitslosigkeit und Armut prägten den Alltag der Überlebenden. Es gab mehr Wohnraum als benötigt wurde und das nutzte Will.

In den Geisterhäusern der Berliner Vorstädte fand er eine zeitweise Unterkunft. Alle paar Wochen zog er um, verwischte seine Spuren und richtete sich in einem neuen Haus wie in einem neuen Leben ein. Beim Computerspielen erreichte er schnell Profilevel. Er hatte im Heim fast jede freie Minute vor dem Bildschirm verbracht. Ab und zu nahm er an großen Wettbewerben teil, die eigentlich illegal waren, weil sie gegen das Versammlungsverbot verstießen. Aber wer sollte sie verhindern? Die Polizei schaffte es kaum, die Reichen zu

beschützen. Trotzdem wurden immer wieder Wettkämpfe von der Polizei gestürmt. Daher waren die Spieler auf der Hut, schützten ihre Identität und traten nur maskiert auf. Und wenn Polizisten in die Halle einfielen, musste man schnell fliehen. Will war das bisher erst einmal passiert.

Von den gewonnenen Preisgeldern konnten er und seine Freunde sich mit Lebensmitteln und Computerzubehör versorgen. Das meiste bekamen sie auf dem Schwarzmarkt. Die Sachen dort waren entweder gestohlen oder auf Plünderungszügen in den unbewohnten Gebieten erbeutet worden. Bezahlt wurde cash.

Will führte ein einfaches, zurückgezogenes Leben. Er war diszipliniert und hart gegen sich selbst. Täglich ging er joggen und absolvierte ein umfangreiches Krafttraining, das er sich in einem amerikanischen Handbuch für Einzelkämpferausbildung abgeschaut hatte. Gut trainiert, fit und stark zu sein, war sein höchstes Ziel. Nie mehr wollte er schwach und abhängig leben. Über Gefühle, Ängste oder Befürchtungen sprach er nie. Dafür hatte er keine Zeit. Seit der Entlassung aus dem Heim war alles glatt gelaufen. Bis jetzt.

„Hast du Rainer gesagt, dass du Kontakt zu mir hast?“, fragte Will scharf.

Tom schüttelte den Kopf. „Natürlich nicht.“

Aber die Lüge war nicht nötig gewesen. Wo Will war, war auch Tom. Das war während ihrer ganzen Zeit im Kinderheim so gewesen. Tom hatte immer zu dem willensstarken, sport-

lichen Will aufgeschaut, der nur eine Woche älter war als er. Tom war auch der Erste gewesen, den Will bei sich aufgenommen hatte. Wochenlang hatte Tom nach Will gesucht, bis er ihn zufällig in einem staatlichen Supermarkt getroffen hatte. Dann waren andere Rückläufer aus dem Heim von Optigenio gefolgt. Inzwischen bestand ihre kleine Wohngemeinschaft aus fünf mangelhaften Ergebnissen der Genoptimierung.

Jeder hatte seine Aufgabe: Tom kümmerte sich um den täglichen Kram wie Kochen, Einkäufe und Ordnung halten. Der schwerhörige Lukas und Mark waren für die Technik zuständig. Sie suchten geeignete Häuser aus und reparierten sie soweit, dass sie kurzzeitig bewohnbar waren. Sie wussten, wo es genießbares Trinkwasser gab und wie man Stromleitungen anzapfte. Eine einigermaßen zuverlässige Stromversorgung war für den Computerspieler Will besonders wichtig. Die offizielle Versorgung war störanfällig und unzuverlässig. Manchmal funktionierte das Netz nur für wenige Stunden am Tag. Manchmal blieben ganze Regionen unversorgt. Für die Reichen und die Regierung galt das natürlich nicht.

Lukas war Energieprofi. Immer hatte er einen Satz Schraubenschlüssel in der Hosentasche und ölverschmierte Hände. Er schraubte alte Solar- oder Photovoltaikkollektoren von Dächern und baute sie wieder auf. Für Will hatte er ein ohrenbetäubend lautes Dieselaggregat besorgt. Seitdem war es für Will leichter, sein tägliches Übungspensum am Computer zu erfüllen. Alle professionellen Spieler waren in der

Stromversorgung autark. Kraftstoff war zwar teuer, aber Will verdiente gut.

Mark hatte einen verkrüppelten Fuß. Er war wie Will ein begeisterter Spieler, hatte aber nicht Wills schnelle Reaktionsfähigkeit und Reflexe. Daher nahm er nicht an Wettkämpfen teil, sondern kümmerte sich um die notwendige Hardware und andere Computerfragen. Das frühere, globale Internet gab es nicht mehr. Der Datenverkehr im Netz wurde vom Staat überwacht und war stark eingeschränkt. Daher unterhielten die Spieler eigene Server und Netzwerke.

Sowohl Mark als auch Lukas hatten auf dem Schwarzmarkt einen Geigerzähler ergattert und konnten damit umgehen. Das war lebenswichtig. Immer noch gab es um Berlin stark verstrahlte Bereiche, wo radioaktiv verseuchtes Erdreich oder belasteter Schutt entsorgt worden waren. Die Regierung hatte darüber nie offizielle Daten veröffentlicht und so lebten viele Menschen inmitten der unsichtbaren Gefahr.

Henry war der Jüngste und erst vor wenigen Wochen entlassen worden. Er tat nichts. Tagsüber streifte er durch verlassene Häuser und Wohnungen, sammelte Bücher und Zeitschriften und las. Beim Abendessen erzählte er davon. Dann berichtete er von einer Welt, die sie alle nicht mehr kennengelernt hatten und die in ihren Ohren wie eine Zukunftsvision klang, obwohl sie längst vergangen war. Ihre Realität war nicht von Fort-, sondern von Rückschritt geprägt. Technische Entwicklung, medizinische Versorgung und Sicherheit gab es nur noch für

die reiche Oberklasse, die in ihren eigenen Vierteln im Sektor 1 zurückgezogen lebte. Die soziale Schere war zerbrochen.

Will verbarg sein Gesicht in den Händen. Er fühlte sich müde. Was konnten die Firma und sein ehemaliger Vater von ihm wollen? Er hatte keine Ahnung, aber er war sich sicher, dass es nichts Gutes bedeuten konnte. Langsam richtete er sich auf, nahm die ungeöffneten Briefe von seinem Schreibtisch, riss sie auf und las einen nach dem anderen: 16 Schecks von Optigenio, die die Firma großzügigerweise ihren reklamierten Produkten spendierte und neun Aufforderungen, sich unverzüglich bei Herrn Dr. Hassler zu melden. Der Ton der Anschreiben steigerte sich von sachlich überfordernd bis drohend. Die erste Vorladung war vor fünf Wochen abgeschickt worden. Offensichtlich wollte Christian von Krumm mit ihm Kontakt aufnehmen. Über den Grund schwiegen sich die Briefe jedoch aus.

Will ordnete die Papiere, nahm ein Feuerzeug aus seiner Hosentasche und zündete Briefe und Schecks an.

„Das kannst du nicht machen“, schrie Tom. „Du musst wenigstens dort anrufen. Dein Vater will dich vielleicht treffen. Das sind doch gute Nachrichten.“

„Nichts muss ich. Nie mehr. Die Vergangenheit liegt hinter mir“, erwiderte Will und schaute zu, wie die Flammen das Papier auffraßen und seiner ruhigen Hand unersättlich näher und näher kamen. Dann ließ er die Briefe in einen alten Metalleimer fallen, wo das Feuer erlosch.

„Wenn der ehrenwerte Herr von Krumm etwas von mir will, wird er mich schon persönlich darum bitten müssen. Er kann nicht die Firma vorschicken.“ Seine Gesichtszüge waren hart und kalt wie die einer römischen Marmorstatue. „Aber dazu wird es nicht kommen. Er wird mich nicht finden. Ich werde nie mehr gehorchen und mich unterwerfen.“ Er betrachtete die Asche und fasste an seinen linken Oberarm, wo einst der Ortungschip gewesen war. Dort war in schwarzen Großbuchstaben sein Lebensmotto in die Haut gestochen: WILL RESIST.

Die wulstige Narbe war kaum verheilt gewesen, als er sich tätowieren ließ. So würde er nie vergessen, was er sich selbst geschworen hatte. Er würde nie aufgeben, nie nachgeben, nie mehr schwach, abhängig und hilflos sein.

„Ich hau ab“, stellte Will knapp fest.

„Was heißt hier, du haust ab?“ Tom schaute ihn fassungslos an.

„Genau das, was ich sage. Rainer und der ehrenwerte Dr. Hassler werden eins und eins zusammenzählen. Es war überaus schlau von dir, meine Post mitzunehmen und zu behaupten, du wüsstest nicht, wo ich bin. Vorher denken, dann reden!“

Beschämt schaute Tom auf seine großen Hände. „Aber außer dem bisschen Stromklauf haben wir nichts angestellt. Was ist mit unserem Leben, das wir uns aufgebaut haben? Wir sind doch keine Verbrecher. Sie können uns nichts tun und außerdem ... Sie suchen nur dich“, flüsterte er leise.

„Und du führst sie mit deinem Ortungschip im Arm direkt zu mir. Mir ist egal, was die von mir wollen. Sicher ist nur, dass ich den Besuch nicht überleben würde. Ich mach mich aus dem Staub.“

„Wo willst du hin?“

„Weiß ich noch nicht. Erst mal weg.“

„Und was soll aus uns werden?“, fragte Tom. Bittend hob er die Hände.

„Das ist euer Problem und euer Leben. Ich rate euch, ebenfalls abzutauchen. Sucht euch eine andere Bleibe. Löst keine Optigenio-Schecks mehr ein. Du weißt es doch selbst, der Firma ist alles zuzutrauen und es ist egal, ob wir etwas ange stellt haben oder nicht. Denen wäre es am liebsten, wir hätten nach der Heimentlassung ihre schäbigen Stellenangebote angenommen. Dann wären wir weiterhin kontrollierbar gewesen und früher oder später hätten sie uns unauffällig bei einem kleinen Betriebsunfall entsorgt. Bedauerlich. Aber kommt immer wieder vor.“

Will war aufgestanden und stopfte seine wenigen Besitztümer in eine Sporttasche. Über sein T-Shirt zog er ein schwarzes Kapuzensweatshirt. Will trug gerne dunkle, am liebsten schwarze Sachen. Dann startete er ein Eraserprogramm, um die Festplatte zu löschen. Er würde keine digitale Spur hinterlassen und seine Clanmitglieder gefährden.

Um absolut sicher zu gehen, baute er die Festplatte aus und zertrümmerte sie mit einem Hammer. Er war auf diese

Situation vorbereitet. Zum Schluss blies er die Kerze auf dem Schreibtisch aus.

„Und ich dachte, wir wären Freunde“, brachte Tom mühsam hervor.

Will antwortete nicht. Freundschaften waren in seinen Augen etwas für Schwächlinge, die alleine nicht überleben konnten. Er zog die Schreibtischschublade auf und holte eine in ein schwarzes Tuch gewickelte Pistole heraus. Er lud sie und steckte sie in den Hosenbund. Dort, wo er hinwollte, war es gefährlich. Seinen Munitionsvorrat verstaute er zusammen mit einem Geigerzähler, gebündelten Geldscheinen und ein paar Goldmünzen in der Tasche.

Tom beobachtete ihn stumm. Tränen liefen über seine speckigen Wangen. Ohne Will würde er nicht lange durchhalten. Will war in seinem ganzen, bisherigen Leben der einzige Mensch gewesen, der ihn nie im Stich gelassen hatte. Bis jetzt.

„Mach's gut. Mark und Lukas bekommen das schon hin. Ich lass euch die Hälfte des Bargeldes da. Damit kommt ihr die nächsten Monate über die Runden.“ Will vermied es, Tom anzuschauen. Eine Trennung war die einzige Möglichkeit, redete er sich ein und ging aus dem Zimmer. Die anderen würden auch ohne ihn zurechtkommen. Er war nicht ihr Kindermädchen. „Ihr lebt ohne mich sicherer. Wenn sie mich suchen, ist es besser für euch, wenn ich verschwinde.“

Will hatte die vergangenen eineinhalb Jahre gehofft, dass er die Schatten seiner Vergangenheit weit hinter sich gelassen

hätte. Aber jetzt begannen sie, ihn einzuholen. Das würde er nicht zulassen. Niemals.

„Ich brauch dich aber“, flüsterte Tom. „Nicht nur, weil du das Geld verdient hast.“

Den letzten Satz hatte Will schon nicht mehr gehört und er hätte auch nichts an seiner Entscheidung geändert.

Siebzehn Jahre zuvor

„Das Produkt wird perfekt sein und Ihre Erwartungen bei weitem übertreffen“, versprach der wortgewandte Abteilungsleiter im grauen Anzug mit tadellos gebundener Krawatte und protzigen Manschettenknöpfen. Sein aufdringliches Aftershave roch für einen Mann ungewöhnlich blumig und lieblich. Das gestärkte Hemd mit dem steifen Kragen war strahlend weiß.

Wie wohl seine Weste und sein Gewissen ausschauen, dachte Leonie von Krumm und ließ ihren Blick auf dem abstrakten Gemälde ruhen, das hinter dem ausladenden Schreibtisch an der Wand hing.

Rote, blaue und gelbe Farbflächen kämpften um die Vorherrschaft auf der Leinwand und um die Gunst des Betrachters. Entschiedene schwarze Striche durchschnitten die Komposition, als wollten sie das Bild in kleine Teile zerlegen. Die klare Märzsonne erhellte das großzügige Büro unerbittlich und schuf harte Kontraste.

Mit leutseligem Blick beugte sich der Mann jetzt über den Schreibtisch und sah ihrem Mann Christian ernst in die Augen. „Sollten Sie wider Erwarten unzufrieden sein ...“

Leonie rutschte auf der Sitzfläche ihres unbequemen, kalten Ledersessels unwillkürlich so weit wie möglich zurück.

„... und das Produkt weist Mängel auf, scheuen Sie sich nicht, mit uns Kontakt aufzunehmen. Optigenio regelt diese Dinge für Sie.“

Christian nickte knapp. „Ich hoffe, das wird nicht nötig sein, Dr. Hassler.“

„Davon gehe ich aus“, bestätigte der graue Mann vor dem bunten Bild. „Aber manchmal, äußerst selten natürlich, treten kleine Störungen auf. Nennen wir es *unvorhersehbare Komplikationen*. Wir beschäftigen für solche Fälle ausgezeichnete Ärzte und Therapeuten, die Ihnen jederzeit zur Verfügung stehen. Rund um die Uhr.“

„Es wird alles gut gehen“, sprach sich Leonie selbst Mut zu.

Dr. Hassler faltete die Hände wie im Gebet und fuhr fort: „Unser Service geht weit über die vertraglich geregelte Gewährleistung hinaus. Wir wollen, dass Sie uneingeschränkt zufrieden sind. Unser Angebot bleibt einem kleinen, sehr exklusiven Kundenkreis vorbehalten und über die Geschäftsbeziehung zwischen Ihnen und Optigenio herrscht absolute Schweigepflicht. Vor allem wo wir doch alle wissen, dass das Thema in der Öffentlichkeit ... sagen wir mal *kontrovers* diskutiert wird.“ Sein Blick ließ von Christian ab und wanderte zu Leonie. Mit einem schmalen Lächeln versprach er ihr: „Sie werden mit Ihrem perfekten Wunschkind rundherum glücklich sein. Das ist unser oberstes Ziel.“

Leonies Gesichtszüge waren eingefroren, genauso wie ihr Herz.

„Schließlich geht es für Sie um einen perfekten Sohn, den optimalen Erben. Wer verstünde da nicht, dass man den Zufall so weit wie möglich eliminieren möchte. Immerhin steht die Leitung eines bedeutenden Familienunternehmens auf dem Spiel.“ Aufmunternd nickte er Christian von Krumm zu. „Umweltbelastungen und Kriegsfolgen wirken sich negativ auf das Erbgut aus. Die Zahl behinderter Kinder steigt stetig an. Dazu gibt es eindeutige Statistiken. Natürlich dürfen diese Zahlen nicht an die Öffentlichkeit gelangen. Das könnte zu Unruhen führen.“

Leonie hoffte immer noch, dass sie aus diesem Albtraum erwachen würde. Nervös spielte sie mit dem schimmernden Perlenanhänger an ihrer Halskette.

„Gehen wir die Bestellung noch einmal durch“, bot Dr. Hassler zuvorkommend an. Geschäftig schlug er eine dezent graue Aktenmappe auf und rückte die Blätter zurecht. „Ihre verehrte Gattin hat bereits im letzten Monat fünfundzwanzig wunderbare Eizellen gespendet, wenn ich das so sagen darf.“ Dabei strahlte er Leonie begeistert an, als hätte sie einen besonders leckeren Kuchen gebacken.

Leonie presste unbewusst ihre Handtasche an den Bauch und ihre Beine zusammen, weil sie nicht an den entwürdigenden Eingriff ihrer Eizellenernte erinnert werden wollte. Durch die Hormonbehandlung war sie aufgeschwemmt und gereizt gewesen, wie ein Zuchtlachs kurz vor der Eiablage.

„Sie, Herr von Krumm, haben vorgesorgt und Ihr Erbmaterial bereits kurz nach dem Krieg von uns einfrieren lassen. Eine weise Entscheidung. Ihr Spermium ist von ausgezeichneter Qualität, agil und gesund“, schmeichelte er ihrem Mann, der zufrieden nickte.

Das sagt er bestimmt noch zu einem 98-jährigen Greis, der einen Reaktorunfall aus nächster Nähe erlebt hat, dachte Leonie verbittert. Welcher Mann will schon hören, dass seine Spermien unbeweglich, geschädigt und träge sind?

„Das Labor hat bereits damit begonnen, Ihr ausgezeichnetes genetisches Material entsprechend Ihrer Bestellung zu optimieren. Wobei es bei Ihnen hauptsächlich darum geht, die gewünschten Eigenschaften zusammenzufassen. Oft sind ja im normalen Leben einige Versuche nötig, bis das Familienpotenzial ausgenutzt ist und dann verteilt es sich meist ungleich auf den Nachwuchs. Diese unerfreulichen Überraschungen werden Sie mit uns nicht erleben. Alle positiven und erwünschten Eigenschaften werden in einem Produkt zusammengefasst, somit wird das Kind das Beste aus Ihren Familien repräsentieren. Das ist das Wunderbare an unserem Verfahren. Gesundheitliche Risiken werden fast gänzlich ausgeschlossen.“ Er fixierte Leonie. „Gerade wo in Ihrer Familie doch eine bestimmte Veranlagung für Stoffwechsel- und Tumorerkrankungen vorliegt, ist das sehr empfehlenswert. Sie sind doch erheblich vorbelastet.“ Bedauernd schüttelte der Optigenio-Berater den Kopf.

Ungläubig schaute Leonie Dr. Hassler an. Wollte er damit sagen, dass ihr Erbgut ein Gesundheitsrisiko darstellte? Es stimmte natürlich, dass Katharina, Leonies jüngere Schwester an Diabetes litt. Und ihre Großmutter war mit 92 Jahren an Blasenkrebs erkrankt, jedoch an den Folgen eines Autounfalls gestorben. Über die gesundheitliche Konstitution ihrer restlichen Familienmitglieder konnte Leonie nur spekulieren, da sie im Krieg umgekommen waren.

Irgendetwas führt schließlich immer zum Tod, dachte sie trotzig.

Was sollte das hier werden? Christians Vater war mit fünfzig tot umgefallen, seine Mutter lebte wegen diverser psychischer Erkrankungen in einem Pflegeheim. Christians Bruder Richard hatte sich mit siebzehn Jahren erhängt. Der Großvater war an einem Schlaganfall gestorben. Ihr Mann selbst litt an erhöhtem Blutdruck, obwohl er erst 45 Jahre alt war, und seit dem Babyalter an Neurodermitis. Leonie hätte noch einige Krankheitsgeschichten aus der Familie ihres Mannes aufzählen können, konzentrierte sich aber wieder auf die Verlesung des Bestellzettels und blieb stumm.

„Kommen wir erst zu den äußeren Merkmalen. Männliches Geschlecht ist gewünscht. Größe zwischen 188 und 192 cm.“

Christian nickte. Er war der festen Überzeugung, dass große Männer sich leichter durchsetzen konnten. Die Gegenbeispiele wie Napoleon, Dschingis Khan oder Atilla, der Hunnenkönig, waren in seinen Augen nur Ausnahmen.

„Dunkelhaarig.“ Fast bedauernd betrachtete Dr. Hassler Leonies rote Locken, die ihr sanft ins Gesicht fielen. „Blaue Augen.“

Wenigstens die würde das Kind von seiner Mutter haben. Christians Augen waren haselnussbraun.

„Athletischer Körperbau“, stellte der Doktor an Christian gewandt fest, der von Kindheit an ein fanatischer Ruderer war. „Gesichtszüge, Nase, Ohren, Hände, Körperform und so weiter, wie abgebildet.“ Zuvorkommend reichte er ihnen ein Dutzend computergenerierter Hochglanzabbildungen ihres potenziellen Sohnes, wie sein Aussehen im Alter von 20 Jahren zu erwarten wäre.

Leonie hielt die Blätter in der Hand und musterte ratlos den gutaussehenden, jungen Mann, der ihr Sohn werden würde. Doch das erwartete Glücksgefühl wollte sich bei ihr nicht einstellen.

Sie freute sich zwar sehr auf die bevorstehende Schwangerschaft und auf ihr Baby, das sie anschließend in ihrem Arm wiegen würde. Sie freute sich auf Wilhelm. Selbst der Name des Babys stand schon fest, obwohl es noch nicht existierte. Lieber hätte sie sich jedoch überraschen lassen und das unbekannte Wesen in ihrem Bauch willkommen heißen, als ein medizinisches High-Tech-Produkt eingepflanzt zu bekommen. Aber Christian hatte sich geweigert, eine Zeugung auf natürlichem Weg zu riskieren. Er wollte den optimalen Sohn, den tadellosen Erben. Das Risiko einer Krankheit, Behin-

derung oder anderweitigen Enttäuschung sollte ausgeschlossen werden, was Optigenio für sehr viel Geld versprach.

„Intelligenzquotient über 130 können wir garantieren.“

Soweit Leonie wusste, war das viel.

„Wie der Herr Papa wird der Filius willensstark und durchsetzungsfreudig sein. Da müssen wir nichts verbessern“, schmeichelte er Herrn von Krumm. „Mit ausgezeichneten Reflexen, Entschlusskraft und hoher Auffassungsgabe.“

Wäre Leonie mutiger gewesen, hätte sie nach den emotionalen Fähigkeiten ihres zukünftigen Sohnes gefragt. Würde er ein großes, gütiges Herz haben, voll Mitgefühl und Verständnis? Würde er musikalisch sein, gut zeichnen können, einen Sinn für die Schönheit der Natur entwickeln? Bei all diesen für ihren Mann scheinbar unnötigen und daher nicht vorgesehenen Dingen würde sie ihrem Kind helfen, sie zu entdecken.

„Wenn Sie bitte hier unterzeichnen“, forderte der Verkäufer sie auf.

Christian von Krumm griff entschlossen zum Füllfederhalter und setzte seine Unterschrift schwungvoll unter den Vertrag.

Leonie spürte, wie ihre Hände feucht wurden. Was tat sie ihrem Kind mit dieser Unterschrift an? Würde er ihr verzeihen, dass er von einer Firma hergestellt worden war?

Dr. Hassler und Christian schauten sie ungeduldig an und zögerlich stimmte sie dem Abkommen zu.

Wilhelm von Krumm war ein Wunschkind.

2

Will streckte seinen Kopf aus der aufgebrochenen Hintertür des einstigen Architektenbungalows, der inzwischen nur noch nach modrigem Holz und Mauerwerk roch. Die kühle Nachtluft war feucht und legte sich wie ein feiner, erfrischender Film auf sein Gesicht. Leise verließ er das Haus und verharrte einige Atemzüge unter einer mächtigen Platane.

„Es ist mein Leben“, flüsterte er.

Dann lief er los, sprang geschickt über den Gartenzaun und folgte der abfallenden Straße nach Süden.

Von den anderen Mitbewohnern hatte er sich nicht verabschiedet. Er durfte den Spitzeln der Firma keine wertvolle Zeit schenken. Außerdem wollte er sich für sein Handeln weder entschuldigen noch rechtfertigen müssen. Toms Heimweg nachzustellen, war vermutlich so einfach, wie der Spur eines Elefanten durch einen Porzellanladen zu folgen. Will wunderte sich, dass er überhaupt noch fliehen konnte. Aber wahrscheinlich brauchte der unfähige Rainer längere Zeit, bis er bei Optigenio einen Zuständigen erreicht hatte. Der Schnellste und Intelligenteste war dieser Sozialarbeiter noch nie gewesen.

Wie ein schwarzer Schatten bewegte Will sich zwischen den Gebäuden. Als wäre er mitten in einem Computerspiel, plante er seine Bewegungen auf einer virtuellen Karte in seinem Kopf. Bei seinen ausgedehnten, täglichen Joggingrunden hatte er sich die umliegenden Häuser und Straßenzüge eingeprägt.

Bis zum Morgengrauen musste er einen vorübergehenden Unterschlupf gefunden haben, denn er brauchte ab jetzt den Schutz der Dunkelheit. Die Firma würde jede Spur von ihm verfolgen. In den aufgegebenen Gebieten gab es zwar keine systematische Überwachung, da dort die Stromversorgung noch schlechter war als in den Städten. Von seinen Mitbewohnern, die ab und zu für Plünderungsaktionen in unbewohntes Gebiet vorgedrungen waren, hatte er jedoch gehört, dass die Regierung sporadisch unbemannte Drohnen einsetzte. Er selbst hatte noch keine gesehen. Aber Lukas und Mark prahlten gerne mit ihren Abenteuern und Will war sich daher nicht sicher, welche ihrer Geschichten wahr oder frei erfunden war. Auf jeden Fall musste er verdammt vorsichtig sein.

Während er durch die dunklen, verlassen Straßen lief, ging ihm viel durch den Kopf. Öffentliche Plätze und belebte Viertel musste er meiden, da dort elektronische Systeme mit ausgefeilter Gesichtserkennung im Einsatz waren. Jede Nacht würde er ein Stück weiter von der Stadt wegkommen. *Davonlaufen* wollte er es nicht nennen. Dieses Wort ließ er in seinen Gedanken nicht zu. Er rannte.

Es begann zu dämmern. Der nahende Tag kündigte sich

durch munteres Vogelgezwitscher und diffuses Licht an. Je weiter er sich von der Stadt entfernte, desto wilder wurde die Landschaft und desto weniger menschliche Spuren gab es. Nur noch einzelne Häuser schienen bewohnt. Einige waren von grünen Pflanzenvorhängen komplett überwuchert. Andere waren eingestürzt. Mauern zerfielen, Holz verfaulte. Wo einst Wiesen, Fußballplätze oder Gärten gewesen waren, wuchsen jetzt Büsche und Bäume.

Er war länger als drei Stunden schnell gerannt. Verschwitzt trabte er jetzt vor sich hin. Er musste runter von der Straße. Am Waldrand entdeckte er eine Reihenhaussiedlung. Die schmalen Häuser duckten sich dort zusammen, als würden sie sich gegenseitig stützen. Vorsichtig näherte sich Will den Gebäuden von der Rückseite. Die kleinen Gärten waren verwildert. Um rostige Schaukelgerüste wand sich Efeu. Teiche waren ausgetrocknet oder in schlammige Algenbrühen umgekippt. Will stieg über wackelige Zäune, wuchernde Hecken und erreichte einen Garagenhof. Durch den Asphalt und zwischen Pflastersteinen wuchsen Löwenzahn, hohes Gras und einzelne kleine Büsche. Die Natur begann, ihr Terrain entschlossen zurückzuerobern. Im Schutz einer vermüllten Garage, der das Tor fehlte, legte Will eine Pause ein. An die Betonwand gelehnt, lauschte er. Nur Vogelgezwitscher und Froschgequake waren zu hören. Von menschlichen Bewohnern fehlte jede Spur. Will entspannte sich. In einem der Häuser würde er ein gutes Versteck für den heutigen Tag finden. Erschöpft schloss

er die Augen, wartete, bis sich sein Atem beruhigte und stellte seine Tasche ab.

Dann stockte sein Herzschlag. Jemand hatte sacht auf seine Schulter getippt.

Was hatte er übersehen? War er blindlings in eine Falle getappt? Er hielt die Luft an und spannte seine Muskeln. Optigenio benutzte Elektroschocker aus eigener Produktion. Will rechnete mit einem schmerzhaften Stromschlag. Egal. Er würde nicht kampflös aufgeben. Der Mann musste direkt hinter ihm stehen. Er würde ihn aus dem Gleichgewicht bringen. Unmerklich federte Will in den Knien ein und konzentrierte seine Kraft auf eine abrupte Drehung. Er schnellte herum und schlug mit voller Wucht zu. Er traf harten Gummi. Die Aktion dauerte nur Sekundenbruchteile. Donnernd fiel ein Autoreifenstapel um. Ein graues Fellbündel mit gelben Augen flog fauchend an seiner Wange vorbei. Will rieb sich die Faust. Er hörte seinen Herzschlag und lehnte sich an die Betonwand. Langsam rutschte er mit geschlossenen Augen in die Hocke.

Eine kleine Katze hatte ihn erschreckt! Er schüttelte über sich selbst den Kopf. Er war angespannt. Wenn er nicht aufpasste, würde er bald wie Tom wegen jeder Kleinigkeit überreagieren. Tom fürchtete hinter jeder Ecke einen Optigenio-Mitarbeiter. Er hatte Angst im Dunkeln, Angst vor Spritzen, Angst vor Schmerzen, Angst vor dem Alleinsein, Angst vor dem Leben. Wie mochte es ihm jetzt gehen? War er zusammen mit den anderen abgehauen?

Die graue Katze beobachtete Will aus sicherer Entfernung und putzte sich. Warum machte er sich Sorgen um die anderen? Alle, auch Tom, waren alt genug, um auf eigenen Füßen zu stehen. Freundschaft war ein verdammt sentimentales Gefühl. Er schulterte seine Tasche und überquerte den Hof, als er ein näherkommendes Motorengeräusch wahrnahm.

„Scheiße“, fluchte er und schaute sich um.

Der Garagenhof bot keine Versteckmöglichkeit und bis zum Waldrand oder den Häusern war es zu weit. Daher rannte er zur offenen Garage zurück, die eher eine Falle als ein Versteck war. Die gelben Augen der Katze folgten ihm. Autos fand man in den aufgegebenen Gebieten selten. Will kauerte sich hinter den umgefallenen Reifen auf den Boden. Der meiste Verkehr floss über die Autobahnen. Überlandfahrten, außerhalb der besiedelten Städte, waren aufgrund der schlechten Straßenverhältnisse schwierig und nur mit Sondergenehmigung möglich. So versuchte die Regierung, die Plünderer einzudämmen.

Will war klar, er hätte weiterrennen müssen. Der Abstand zu seiner alten Wohnung reichte nicht aus. Die Firmenmitarbeiter fahndeten vermutlich innerhalb eines geschätzten Suchradius'. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich hier zu verstecken und zu warten.

Wie die Maus im Mauseloch, dachte er.

Wenigstens die echte Katze hatte er verjagt. Will mochte keine Katzen. Er wollte überhaupt keine Tiere, keinen Hund, keine Mäuse, Ratten, Füchse oder Waschbären in seiner Nähe

haben. Tiere waren nicht putzig. Sie waren eine Gefahr. Sie konnten Tollwut übertragen und diese Infektion breitete sich aus. Karl, ein Spieler seines Clans, war kurz vor einem Wettkampf auf offener Straße von einem Hund angegriffen und gebissen worden. Nach einem Monat war er tot, elend krepirt.

Der Garagenboden war kalt. Wills schwarze Kleidung verschmolz optisch mit den Reifen. Ein Auto bog in den Hof ein. Das Motorgeräusch erstarb. Will zog seine Waffe und entsicherte sie. Schritte näherten sich. Ein Mann rüttelte an den Garagentoren. Will atmete flach. Wie war er auf die Idee gekommen, dass er entkommen könnte. Er schloss die Augen und dachte an seine Clanmitglieder, die Wettkämpfe, ihre Siege und die ausgelassenen Feiern danach. Der Lichtkegel einer Taschenlampe glitt über den Garagenboden. Er musste sich entscheiden, ob er seine Waffe gebrauchen und damit einen unterbezahlten Sicherheitsmitarbeiter der Firma töten wollte. Ein tiefes, drohendes Brummen erklang. Mit langsamen Schritten näherte sich die graue Katze dem Lichtkegel und setzte mit ausgefahrenen Krallen zum Sprung an. Der Mann schrie erschrocken auf.

„Was los?“, fragte eine entfernte Stimme.

„Nichts. Nur ein blödes Katzenvieh und alte Reifen, sonst nichts“, antwortete der Mann und schaltete die Lampe aus.

Die Männer entfernten sich scherzend und starteten den Motor ihres Wagens.

Wenn das so weitergeht, sterbe ich an einem Herzinfarkt, dachte Will und blieb reglos liegen. Angespannt horchte er auf jedes Geräusch. Auf leisen Pfoten schlich die Katze zu ihm, beschnupperte ihn und rollte sich schließlich schnurrend neben seinem Kopf zusammen. Will wagte nicht, das Tier zu verscheuchen.

Er wartete eine gefühlte Ewigkeit. Mühsam rappelte er sich schließlich auf und spürte, dass das Blut kribbelnd in seine eingeschlafenen Füße zurückkehrte. Die gelben Katzenaugen beobachteten ihn aufmerksam. Will dehnte und streckte sich.

„Danke für dein Ablenkungsmanöver“, sagte er zu dem Tier. „Ich dachte schon, sie hätten mich erwischt. Dafür hast du mir vorher mit deiner Raubtierpranke einen gewaltigen Schrecken eingejagt.“

Zustimmend schloss die Katze die Augen und schnurrte unablässig weiter.

„Ich such mir jetzt eine bequemere Bleibe. Dir wünsche ich eine erfolgreiche Jagd und viele leckere Mäuse.“

Er steckte die gesicherte Waffe in seine Sporttasche, holte stattdessen den Geigerzähler heraus und schlich zum ersten Reihenhauses. Die Katze folgte ihm. Das Gebäude war aufgebrochen worden. Die Tür lag eingetreten im Flur. Seitdem nutzten Tiere das Haus als Unterschlupf. Vor allem Hundemeuten schätzten diese Verstecke. Das war nichts für ihn. Will ging weiter. Er suchte ein von Plünderern verschontes Haus.

Beim dritten Reihenhauses wurde er fündig. Wie die anderen

war es einheitsgrau. Nur der verbeulte silberne Briefkasten mit rotem Metallfähnchen unterbrach die Gleichförmigkeit und erinnerte an eine lange zurückliegende Amerikareise seiner einstigen Bewohner. Die Eingangstür war geschlossen, gab jedoch nach, als Will sie mit einem rostigen Stahlrohr aufhebelte. Bei der kleinsten Bewegung quietschte sie durchdringend. Will öffnete sie einen Spalt und schob sich ins dämmrige Innere. Der Flur war mit dunklem Holz verkleidet. Will lauschte. Er hörte Mäusepfoten huschen, den Wind durch Fensterspalten säuseln und Insekten flüchten.

Jedes verlassene Haus klang und roch einzigartig. Feucht, modrig, schlecht gelüftet und voller Tierexkrementen waren sie alle. Aber darüber hinaus hingen in den Räumen die Erinnerungen an bessere Tage, an Menschen, die hier einst gelebt, gelacht und gestritten hatten. Das Leben ging an den Gemäuern nicht spurlos vorbei. Will hatte gelernt, den Häusern zuzuhören.

Wie ein erfahrener Soldat im Häuserkampf oder ein guter Computerspieler durchsuchte er die Räume systematisch vom Dachboden bis zum Keller. Er machte sich mit den Fluchtwegen vertraut und testete die Funktionstüchtigkeit der technischen Anlagen. Wie erwartet, war der Strom abgeschaltet und die Wasserversorgung eingestellt. Auf den Möbeln lag eine dicke Staubschicht, die von unzähligen Mäusespuren durchkreuzt war. Insgesamt befand sich das Haus in einem ausgezeichneten Zustand. Nach solchen Gebäuden hielten

Lukas und Mark normalerweise Ausschau. Hier waren noch keine Plünderer am Werk gewesen. Will war der Erste, der eingestiegen war.

Langsam wanderte er an der übervollen Bücherwand im Wohnzimmer entlang und überflog die Titel auf den Buchrücken: Kunstbildbände, Reiseführer, Romane, Kinderbücher und alte Zeitschriften waren systematisch geordnet. Henry wäre begeistert gewesen und hätte hier Wochen verbringen können.

Über dem Sofa, das mit grünem fleckigen Samt bezogen war, hing ein Familienfoto neben dem anderen. Hinter billigen, rahmenlosen Glasscheiben waren die wertvollsten Ereignisse und Erlebnisse der Bewohner festgehalten. Hochzeitsfotos, Babybilder, Kinder mit Schultüte bei der Einschulung, ein blühender Garten mit einer lachenden Frau, fünf dick vermummte Menschen, die einen mickrigen Schneemann bauten und andere Albernheiten. Will betrachtete die Fotos, die von einem Leben berichteten, das ihm genauso fremd war, wie der Alltag in einem Raumschiff. Auf einem der Fotos saß eine graue Katze mit gelben Augen neben einem kleinen Mädchen. Wahrscheinlich waren beide inzwischen tot. Die Garagenkatze war vielleicht eine Nachfahrin der ehemaligen Hauskatze.

Von Will gab es einige offizielle Fotos, die Optigenio angefertigt hatte, um die Fortschritte seiner Entwicklung zu dokumentieren. Das Letzte hatte ein Mitarbeiter im Kinderheim an seinem sechzehnten Geburtstag, dem Tag seiner Entlassung

gemacht. Nach 15 Jahren endete die Betreuung. Die Firma fertigte einen letzten vorzeigbaren Beweis an, dass sie sich gut um das anvertraute Kind gekümmert hatte. Eine reine Formalität, denn die Auftraggeber fragten nie nach den Rückläufern. Ob seine Mutter Kinderbilder von ihm aufgehoben hatte?

Will's Gesicht spiegelte sich in den Glasscheiben der Fotorahmen. Auch wenn er wegen Qualitätsmängeln reklamiert worden war, hatte die Firma jedenfalls optisch gute Arbeit geleistet. Will hatte sich wie prognostiziert entwickelt. Er war 1,92 m groß, schlank und sportlich. Seine Augen waren strahlend blau, wie die seiner Mutter. Die gleichmäßigen Gesichtszüge glichen den Computerentwürfen, die Will jedoch nicht kannte, haargenau. Er war inzwischen weder Bettnässer noch Legastheniker und hatte seine Emotionen unter Kontrolle. Seine Intelligenz und seine Reflexe waren überdurchschnittlich.

Will setzte sich aufs Sofa und streckte seine Füße auf dem gefliesten Wohnzimmertisch aus. Die Bewohner hatten zwar ihre Fotos und ihr Eigentum zurückgelassen, aber die Erinnerungen an die glücklichen Augenblicke hatten sie in ihren Herzen mitgenommen. Das war ein Schatz, den er nicht hatte.

Er riss sich zusammen. Für Schwäche gab es keinen Platz. Weder in seinem Wortschatz noch in seinem Leben. Andere Rückläufer waren weit schlechter davongekommen als er. Lena, ein Mädchen aus dem Heim, das besonders musika-

lich hätte sein sollen, mit absolutem Gehör und glockenheller Sopranstimme, war taub geboren worden und noch in der Geburtsklinik in die Hände eines Optigenio-Mitarbeiters gelegt worden. Will hatte ab und zu gesehen, wie Säuglinge an der Pforte abgegeben worden waren. Wie konnten Menschen so herzlos sein? Warum kümmerten sie sich nicht um ihre Kinder?

Will dachte an seine Gefährten. Sie alle waren Verlierer. Lena hatte tatsächlich eine glockenhelle Sopranstimme. Aber Musik würde sie nie hören können.

Er verbat sich, traurig zu sein. Stattdessen legte er sich hin, schloss die Augen und schlief innerhalb weniger Minuten ein. Er musste sich ausruhen. Bei Einbruch der Nacht würde er aufbrechen. Er bemerkte nicht, dass sich die Katze irgendwann an ihn kuschelte. Erst als er ihre feuchte Nase auf seiner Haut spürte, wachte er auf.

„Du dämliches Vieh“, begrüßte Will die Katze freundlich. „Ich hab mir schon gedacht, dass du hier zuhause bist.“

Das Tier gähnte genüsslich und schaute ihn erwartungsvoll an. Er streichelte es vorsichtig zwischen den Ohren.

„Wenn du hungrig bist, wirst du es hier einfach haben. Mäuse gibt es ja mehr als genug. Ich schau mich lieber mal nach anderem Essen um. Mäuse sind nicht so mein Ding.“

Mit dieser Katze zu sprechen, kam Will sonderbar normal vor. Er ging in den Keller, wo er bei seinem ersten Hausrundgang ein Vorratsregal gesehen hatte. Die Katze folgte ihm auf Schritt und Tritt.

„Nudeln, Reis, Dosentomaten, Zucker, angefressene Mehlpackungen, zweimal Thunfisch, Erbsen. Das wird heute ein Festmahl!“ Mit seinem Taschenmesser öffnete er die Dosentomaten und den Thunfisch und schüttete beides in eine Porzellanschüssel. Da es im Haus weder Wasser noch Strom gab, konnte er nicht kochen. Nudeln, Reis und Zucker packte er in seine Sporttasche. Vielleicht könnte er später damit etwas anfangen.

Vor dem Essen machte er am knarrenden Türrahmen Klimmzüge und auf dem schwarz-weiß gefliesten Küchenboden Sit-ups und Liegestütze. Er hatte gelesen, dass körperliche Belastung vor dem Essen für den Muskelaufbau förderlich sei. Bei Will schien diese Theorie zu funktionieren. Seine Schultern waren breit und sein Oberkörper kräftig. Die Katze hatte sich auf das Fensterbrett gesetzt und beobachtete ihn reglos.

„Du siehst ja ziemlich schlau aus“, teilte er der Katze zwischen zwei Klimmzügen mit. „Und ich frag mich, warum du mich vorhin in der Garage verteidigt hast.“

Das Tier blieb ihm eine Antwort schuldig und zuckte nur leicht mit den Ohren. Noch ein Klimmzug, dann ließ er sich auf die Füße fallen und lockerte seine Armmuskeln.

Er öffnete die zweite Dose Thunfisch und stellte den Fisch auf den Boden. Misstrauisch blieb die Katze am Fenster sitzen. Erst als Will sich zum Essen an den Küchentisch setzte, kam sie vorsichtig angeschlichen, roch an dem Fisch und begann dann schmatzend zu fressen.

„Lass es dir schmecken. Sobald es dunkel wird, hast du dein Revier wieder für dich.“

Als er fertig war, wischte Will seine Schüssel mit einem alten Handtuch sauber und räumte sie in den Geschirrschrank. Zurück im Wohnzimmer nahm er sich einen Fotoband über amerikanische Hochhäuser aus dem Regal und blätterte ihn durch. Diese reiche Hochglanzwelt existierte nicht mehr. Der Krieg hatte in nur wenigen Wochen viele große Städte fast dem Erdboden gleichgemacht.

Will war von der Vergangenheit fasziniert. Immer wenn Henry ihnen beim Essen von seinen Funden erzählt hatte, hatte er aufmerksam zugehört. Keiner der Jungen kannte diese Welt oder konnte sie sich auch nur ansatzweise vorstellen. Es musste eine schöne Zeit gewesen sein. Er stellte die Wolkenkratzer mit ihren spiegelnden Glasfassaden zurück. Die Familienfotoalben rührte er nicht an. So viel geballte Harmonie konnte er nicht ertragen. Es reichte schon, dass das ganze Haus das Glück vergangener Tage aus jeder Mauerpore auszudünsten schien.

Die Katze strich um seine Beine.

Will legte sich wieder hin, fand aber keine Ruhe. Sein gestörter Schlafrhythmus und die Anspannung hielten ihn wach. Daher griff er erneut ins Bücherregal. Neben diversen Kochbüchern fand er Werke über Shaolin-Mönche, chinesische Klöster, japanische Gärten und eine Reihe unscheinbarer Taschenbücher chinesischer und japanischer Autoren. Will

blätterte durch *Bushido – die Seele Japans* von Inazo Nitobe und las der Katze die Aufzählung der sieben Tugenden vor: „Gi steht für Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, Yu für Mut, Jin für Güte, Rei für Höflichkeit, Makoto für Wahrheit und Wahrhaftigkeit, Meiyo heißt Ehre und Chugi Treue. Schöne, leere Worte“, fügte er leise hinzu.

Das Tier thronte auf der Sofalehne und hörte zu.

In sich spürte Will eine tiefe Sehnsucht nach einer Gesellschaft, die sich genau an diesen Tugenden orientierte. Bisher hatte er das Gegenteil davon erlebt: Berechnung, Täuschung, Gewalt, Neid, Eigennutz, Lüge und Verrat.

Das Leben im Heim war nicht einfach gewesen. Auch wenn sie alle Rückläufer waren, hatte sich keine solidarische Gemeinschaft gebildet. Sie waren einsame, verbitterte Seelen, die von der größten Enttäuschung, dass die eigenen Eltern sie weggegeben hatten, aufgefressen wurden. Das Ringen um Gunst und Zuwendung der Erzieher und Sozialpädagogen war groß. Viele wollten wenigstens ein bisschen Liebe bekommen. Aber sie bekamen nichts weiter als professionelle, emotionslose Betreuung. Manche waren, wie Lena, schon als Säugling reklamiert worden, andere erst an ihrem 12. Geburtstag. Lukas, sein ehemaliger Mitbewohner, redete sich seit Jahren ein, seine Eltern wären bei einem Unfall kurz nach seiner Geburt gestorben und nur deshalb wäre er ins Heim gekommen. Die Vorstellung, dass seine Schwerhörigkeit für seine Eltern Grund genug gewesen war, ihn zurückzugeben, war

unmenschlich, aber wahr. Will hatte Lukas nie widersprochen. Andere hofften jahrelang, wieder abgeholt zu werden, wenn sie sich nur besonders gut benehmen würden. Warum waren sie nicht einfach geliebt worden?

Er griff zum nächsten Buch. Autor und Titel klangen unverständlich interessant: *Tao te king* von Laotse. Er vertiefte sich in seine Lektüre. Erst als er die Buchstaben kaum noch erkennen konnte, merkte er, dass es inzwischen dämmerte. In der Ferne hörte er das Geräusch eines Hubschraubers. Aber er konnte sich nicht vorstellen, dass er so wichtig war, dass Optigenio eine derart teure Suchaktion einleiten würde. Vermutlich hatte der Hubschrauberflug nichts mit ihm zu tun. Er nahm sich einen Stuhl und setzte sich näher ans Fenster, um noch ein wenig lesen zu können. Zum Aufbrechen war es noch zu hell.

*Es gibt kein größeres Unglück,
als den Feind zu unterschätzen.
Wenn ich den Feind unterschätze,
stehe ich in Gefahr, meine Schätze zu verlieren.*

Will schaute in den Garten voller Himbeer- und Brombeerranken hinaus und dachte über die philosophischen Worte von Laotse nach. Er wusste nicht genau, was Optigenio von ihm wollte, aber er würde nicht den Fehler machen, die Firma zu unterschätzen. Sein einziger Schatz war sein Leben und das wollte er nicht verlieren. Er würde auf sich aufpassen.

„Dann werde ich dich jetzt verlassen“, sagte Will zu der schlafenden Katze, als es dunkel war. Er stellte die Bücher zurück und holte aus der Küche eine zusätzliche Plastikflasche. Seine eigene Trinkflasche war schon längst leer. Er war durstig und hoffte unterwegs einen Bach zu finden, wo er beide auffüllen könnte.

Leise schlich er aus dem Haus und rannte los. Er würde dem Straßenverlauf folgen. Für einen Abstecher durch den Wald war es zu dunkel. Will fürchtete, dass er dort die Orientierung verlieren könnte. Die Batterien seiner kleinen Taschenlampe waren schwach und er würde zwischen den Bäumen über irgendwelche Wurzeln stolpern. Die Wälder waren zu dichtem Dschungel geworden. Nichts erinnerte mehr an die aufgeräumten Fichtenmonokulturen, wo einst Bäume in Reih und Glied gestanden hatten. Dichtes Unterholz, umgestürzte Bäume und Bachläufe erschwerten das Vorankommen bereits am Tag.

Soweit war Will noch nie in aufgegebenes Gebiet vorgezogen. Er brauchte dringend einen Kompass und eine Karte. In seiner nächsten Unterkunft würde er danach suchen.

Eine ganze Nacht in Bewegung zu bleiben, war verdammt anstrengend. Wenigstens hatte er ein kleines Rinnsal gefunden und seine Flaschen aufgefüllt. Er hoffte, dass das Wasser genießbar war. Der Radioaktivitätsgehalt war zumindest laut Geigerzähler nicht höher als üblich. Gegen Mitternacht begann es sanft zu nieseln. Auch wenn der Regen schwach war, war er innerhalb einer Stunde bis auf die Haut durchnässt. Will rannte

weiter, obwohl seine Lungen bereits schmerzten und er Blasen an den Füßen hatte. Ausruhen bedeutete Auskühlen und elend frieren. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als durchzuhalten. Für einen kurzen Moment war er unaufmerksam und stolperte über eine Wurzel, die den Asphalt durchbrochen hatte. Er stürzte und fiel hart auf sein rechtes Knie. Fluchend setzte er sich auf die Straße und untersuchte die blutende Stelle und die zerrissene Hose. Er wartete, bis der Schmerz nachließ. In einem Zug trank er die zweite Wasserflasche leer.

In der Nähe heulten Hunde durchdringend. Die wilden Hundemeuten in den verlassenen Gebieten waren berüchtigt und Will hoffte, ihnen nicht zu begegnen. Die Nachfahren der einstigen zahmen Haustiere waren wieder zu straff organisierten Rudeln geworden. Von Zeit zu Zeit griff die Regierung ein und jagte die wilden Hunde. Aber eigentlich kümmerte sich keiner um sie. Die Menschen waren mit ihrem eigenen Überleben beschäftigt. Auch große Wolfsrudel waren schon beobachtet worden. Sie wanderten aus dem Osten zu und streunten durch riesige Reviere.

Will überlegte. Er brauchte Verbandszeug. Wenn er jetzt Unterschlupf in einem Haus suchte, würde er zwei oder drei wertvolle Stunden Dunkelheit verschenken. Aber er hatte keine Wahl. Er spürte, wie warmes Blut über sein Schienbein lief. Die Wunde musste versorgt und gereinigt werden, sonst riskierte er eine Infektion und dann wäre seine Flucht schon nach wenigen Tagen beendet.

Humpelnd setzte er sich in Bewegung und näherte sich dem einzigen Haus der Gegend. Es war umgeben von einem großen Garten voll riesiger Nadelbäume. Der Nachtwind spielte mit den Ästen und ein unheimliches Rauschen lag in der Luft. An einigen Stellen waren die Pfosten des löchrigen Maschendrahtzauns umgeknickt.

Sein Instinkt warnte ihn. Aber er wusste nicht, wann er auf das nächste Gebäude treffen würde. Zögernd schlich er zum Haus und umrundete es. Alle Türen waren verschlossen. Das Garagentor war mit einer verrosteten Kette und einem Vorhängeschloss gesichert.

Da hat jemand gehofft, bald wieder zurückkommen zu können, dachte Will.

Die Fenster waren mit Brettern zugenagelt. Neben der Garage fand er jedoch einen Spalt zwischen den rauen Holzlatten. Wenn er sich anstrengte, würde er durch die Öffnung passen.

Frierend untersuchte er den Durchlass und leuchtete mit der Taschenlampe ins Innere. Schemenhaft konnte er eine Badewanne und eine Toilette erahnen. Ein Badezimmer war schon mal vielversprechend. Vielleicht würde er dort Pflaster und ein trockenes Handtuch finden. Dann könnte er sich weitere Erkundungen des Hauses sparen und sich möglichst schnell wieder aus dem Staub machen. Bestimmt war das Haus unbewohnt, redete er sich ein, während er die Tasche abstellte und seinen Kopf durch den Spalt steckte.

So wie das gestrige Haus noch von der Heiterkeit und dem Glück seiner Bewohner berichtet hatte, strahlten diese Mauern stilles Grauen aus.

„Mach dir bloß nicht ins Hemd“, sprach er sich Mut zu. Dann zog er sich am Fensterrahmen hoch, steckte sich die Taschenlampe in den Mund und rutschte mit den Füßen voran ins Zimmer. Lauter als beabsichtigt krachte er auf den Boden. Ein stechender Schmerz zuckte durch sein rechtes Bein. Zu allem Überfluss hatte er sich jetzt auch noch den Knöchel verstaucht.

Gleichzeitig fraß sich ein beißender Gestank in seine Nasenschleimhäute. Eine Mischung aus Rasierwasser und etwas Fauligem löste einen spontanen Würgereiz aus. Will presste sich den linken Unterarm vor Mund und Nase. Sofort war ihm klar, dass es ein großer Fehler gewesen war, hier so leichtsinnig einzusteigen. Er hätte auf sein Gefühl hören sollen. Hier roch es nach Tod.

Hunderte von Fliegen flogen plötzlich hoch und schwärmten brummend um ihn herum. Sie berührten ihn und er wich zum Fenster zurück. Schnell leuchtete er um sich und sah schmutzige Kleidungsstücke in einer beigefarbenen Badewanne und Waschsachen auf der Spiegelablage über dem Waschbecken. Diese Ruine wurde noch bewohnt. Er war nicht allein.

„Verdammte Scheiße“, flüsterte er, als der Lichtstrahl einen klapprigen, rostigen Wäscheständer erfasste, der vor einer Waschmaschine aufgebaut war. Darauf waren frische Tierhäute

wie Wäsche zum Trocknen aufgehängt. Die blutigen Felle von Katzen, Hunden, Ratten und noch kleineren Tieren wurden von bunten Wäscheklammern fixiert.

Der Anblick war grotesk und Will kämpfte gegen aufsteigende Übelkeit und beginnende Panik. Unter den faulenden Häuten hatte sich eine Blutlache gebildet, die bereits getrocknet war. Er hatte genug gesehen und schaltete seine Taschenlampe aus. Die Badezimmertür war mit einer Milchglasscheibe gefüllt, durch die sein Licht in die restliche Wohnung hätte dringen können. Sein Entschluss stand fest: Er musste raus hier, möglichst schnell, ehe die Bewohner dieses Schlachthauses auf ihn aufmerksam werden wurden.

Hinaus war aber wesentlich schwieriger als hinein. Will schnitt sich an den Glasresten der eingeschlagenen Scheiben und suchte am Fensterrahmen nach einem festen Halt, um sich wieder hochziehen zu können.

„Wer ist da?“, brüllte eine Männerstimme wütend. Polternde Schritte kamen näher. Das musste der Kleintierschlächter sein. Seine Stimme war krächzend, so als würde er sie nicht oft benutzen.

Will reagierte schnell, nahm Anlauf und warf sich gegen die Bretterverkleidung. Dann krachte ein Schuss. Wills geschultes Ohr erkannte am Knall ein altes Sturmgewehr. Die Glasfüllung der Tür zerbarst in tausend Splitter. Wills Herzschlag setzte vor Schreck einen Moment aus. Das Projektil musste direkt neben ihm in die Wand geschlagen haben.

„Du elende Ratte, ich knall dich ab“, schrie der Unbekannte.
„Und zieh dir deine Haut über die Ohren.“

Will bezweifelte keine Sekunde, dass der Kerl genau das meinte, was er sagte. Jemandem das Fell über die Ohren zu ziehen, schien eine Spezialität des Hauses zu sein.

Panisch schlug Will mit den Fäusten gegen die Bretter und versuchte, sie mit dem schmerzenden rechten Fuß einzutreten. Ihm blieb keine Zeit. Um den Mann zu behindern, warf er den Wäscheständer um, der krachend auf den Fliesenboden fiel.

In diesem Moment drückte der aggressive Tierjäger die Türklinke hinunter. Noch einmal warf sich Will mit der Schulter gegen die Bretter. Seine eigene Waffe steckte in der Tasche und die lag vor dem Fenster.

Endlich gaben Nägel und Holz nach und Will hechtete mit dem Kopf voraus ins Freie. Er rollte sich ab und rannte los, sobald seine Füße den Boden berührt hatten. Er fühlte keinen Schmerz. Sein Knie, sein Knöchel, seine zerschnittenen Hände, Glassplitter, die in seiner Haut steckten, alles war ihm egal. Er rannte.

Der unbekannte Mann war am Badezimmerfenster angekommen und hatte sofort das Feuer eröffnet. Will hörte die Kugeln durch die Luft sausen und suchte hinter den zahlreichen breiten Baumstämmen Deckung. Er erlaubte sich aber keine Pause. Auf keinen Fall wollte er noch mal auf die kranke Existenz treffen, die hier hauste.

Zweimal fiel er hin, bis er endlich die Straße erreicht hatte.

So unbewohnt, wie er bisher angenommen hatte, war das auf-gegebene Gebiet also doch nicht. Diese Erkenntnis hätte er gerade beinahe mit dem Leben bezahlt, ohne dass die Firma sich daran beteiligt hatte.

Ich muss vorsichtiger sein, nahm Will sich vor.

Innerhalb weniger Stunden hatte sich sein Zustand dramatisch verschlechtert. Er hatte seine Tasche samt Geld, Geigerzähler und Waffe eingebüßt. Außerdem war er verletzt. Sein virtueller Lebensbalken war kürzer geworden. Während er lief, zog er sich Glassplitter aus den Händen und wischte sich das Blut an seinem Pullover ab.

Inzwischen brauche ich wohl mehr als ein Pflaster, dachte er sarkastisch.

Sein Kopf und seine Schulter schmerzten von der gewagten Flugrolle vorwärts, sein rechtes Bein sowieso. Aufgeben und sich von wem auch immer fangen lassen, kam für ihn nicht infrage. Er konzentrierte sich auf den nächsten Schritt, den nächsten Meter, den nächsten Atemzug und war froh, noch am Leben zu sein. Der Mann folgte ihm nicht. Bis jetzt. Hoffentlich hatte er kein Auto. Auf jeden Fall war der Typ durch das Bargeld in Wills zurückgelassener Sporttasche jetzt ein vermög-ender Mann. Sollte er versuchen, die Tasche zurückzuholen? Will spürte, wie sich ihm die Nackenhaare aufstellten, als er an die verfaulenden Tierhäute auf dem Wäscheständer dachte. Keine zehn Pferde und kein Geld der Welt würden ihn dorthin zurückbringen.

Dieses schäbige Haus, diese stinkende Höhle, war schon längst zu einer persönlichen Hölle geworden. Über diesen Gedanken grübelte Will nach, während er einen Fuß vor den anderen setzte. Was hatte den Mann in den Wahnsinn getrieben? Atmen, Schritt, Schritt, Atmen. Davor musste er sich selbst in Acht nehmen. Hass und Misstrauen gegenüber Optigenio durften seinen Verstand nicht vergiften.

Will erlaubte sich nicht, das Tempo zu drosseln. Es regnete jetzt in Strömen. Dicke Tropfen trafen auf seine Haut. Das Wasser rann aus seinen kurzgeschnittenen Haaren, lief ihm über Gesicht und Körper und sammelte sich in seinen Turnschuhen. Jeder Schritt erzeugte ein schmatzendes Geräusch, das sich mit seinem Atem synchronisierte.

Gleichmäßig und pausenlos lief er weiter, wie ein Roboter, bis sich das Morgengrauen ankündigte und der Regen nachließ. Will war hungrig. Unterwegs pflückte er wildwachsende Brombeeren, Himbeeren und Äpfel und schob sie sich sofort in den Mund. Alte Alleebäume säumten die schmale Straße. Der Straßenbelag war löchrig und von den kräftigen Baumwurzeln aufgebrochen. Dort hatten sich Gräser und kleine Büsche angesiedelt. Neben der Straße standen verlassene Häuser. In einem davon musste er sich verstecken.

Die kühle Morgenluft war klar, wie frisch gewaschen. Auch die Blätter der Bäume und die Wiesen waren sauber und rochen grün und neu.

Er musste sich in der Nähe einer Autobahn befinden, da ab

und zu Motorengeräusche zu hören waren. Das hatte er vermeiden wollen. Aber es war einiges anders gelaufen als geplant. Nach seiner überstürzten Flucht aus dem Schlachthaus hatte er jegliche Orientierung verloren. Er hatte sich zeitweise durch dichtes Unterholz geschlagen. Die freie Straße hatte er mindestens für eine Stunde gemieden, da er fürchtete, dass der Häuter vielleicht doch ein Auto besaß.

„Ich muss mich ausruhen“, sprach er mit sich selbst und blieb unter der ausladenden Krone eines Ahorns stehen. Einzelne Wassertröpfchen fielen auf ihn herunter. Leise raschelten die Blätter. Eine Amsel musterte den seltenen menschlichen Gast.

Er beobachtete das nächstliegende Haus mit einem großen Wintergarten. Es schien verlassen. Das Gras im Garten stand hoch, einige Scheiben des Glasanbaus waren zerbrochen und das Gartentor fehlte. Vorsichtig pirschte er sich heran, klopfte an die Haustür und die Fensterläden. Nichts geschah. Als er mit seiner Lampe ins Innere leuchtete, war ihm klar, dass er weitersuchen musste. Das Haus war leer, völlig ausgeräumt. Die Bewohner hatten noch genügend Zeit gehabt, ihren Besitz mitzunehmen.

„Hoffentlich haben die Nachbarn weniger Glück gehabt“, murmelte Will müde und schleppte sich zum nächsten Haus, das fast identisch aussah.

Haben die wohl im gleichen Katalog bestellt – kleines Haus mit überdimensioniertem Wintergarten. Familienidylle und Beschaulichkeit im Preis inbegriffen, dachte Will, als er das

kleine Anwesen umrundete. Er registrierte eine Photovoltaikanlage auf dem Dach und einen Brunnen im Garten. Vor der Haustür stand eine blaue Holzbank. Kletternde Rosenbüsche und Efeuranken hatten die Hausfassade kühn erklommen und verwandelten sie in einen blühenden, vertikalen Garten. Die Fenster waren teilweise zugewachsen. Die Blüten dufteten süß und weckten in Will Erinnerungen, die mehr schmerzten als seine realen Verletzungen. Er sah sich an der Hand seiner Mutter durch den elterlichen Garten spazieren. Sie erklärte ihm die Namen der Blumen und Bäume und er glaubte, ihre warme Stimme und ihr helles Lachen hören zu können. Damals hatte sie ihn mühelos auf den Arm genommen, um ihn an einer besonders schönen Rosenblüte schnuppern zu lassen.

Will seufzte tief. Bisher hatte er sich eingeredet, dass er keine Vergangenheit habe, nur die Gegenwart und eine ungewisse Zukunft. Er hatte an seinen Heimgefährten erlebt, wie gefährlich und unnützlich es war, sich immer wieder zurückzuwünschen in die verblassende Welt, aus der sie ausgestoßen worden waren. Alles, was vor seiner Rückgabe geschehen war, hatte er von seinem Bewusstsein abgetrennt. Er wollte nie mehr zurückschauen und doch hatte sich der Erinnerungsfetzen wie ein flüchtiger Lufthauch in seinen Kopf geschlichen.

Mit den Fingerspitzen strich Will über eine dunkelrote Rose und wunderte sich über die samtige Oberfläche. Ein einziger Tautropfen hing silbern und glitzernd auf einem Blütenblatt und glitt auf Wills blutverkrusteten Finger.

Er brauchte bloß ausreichend Schlaf und etwas zwischen die Zähne, um seine Nerven zu beruhigen, redete er sich ein. Aus dem dichten Gras neben ihm ragte ein Holzkreuz hervor. Will bückte sich und entzifferte die eingekerbten Buchstaben: *Lise Baumann*. Er stand vor einem Grab. Dass Menschen im Garten bestattet wurden, war in den aufgegebenen Gebieten nicht ungewöhnlich. Wahrscheinlich war eine Familie hier draußen zurückgeblieben und hatte sich alleine um ihr Überleben gekümmert und eben auch um ihre Toten. Manchmal gab es niemanden mehr, der diesen Dienst verrichten konnte. Will war bereits mehrmals in Häusern auf mehr oder weniger verwesene Leichen gestoßen.

Der Wintergarten war wie ein Märchenschloss mit Rosenranken überwachsen. Will musste die dornigen Zweige zur Seite schieben, um die Tür öffnen zu können. Die Scheiben der doppelwandigen Verglasung waren noch intakt. In großen Blumenkübeln und Pflanzgefäßen hingen vertrocknete gelbe Pflanzenreste. Ein Liegestuhl stand einladend auf dem rötlichen Terrakottaboden. Hier hatten einmal Zitronen geblüht und Feigen waren in der Sonne gereift. Will trat von der Terrasse in ein hellblau gestrichenes Wohnzimmer. Er traute seinen Augen nicht.